

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würllichen Welt zur Beförderung der
Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Mainz, 1800

Zwey und siebzigster Brief. Jacobine Veldenaar an Christine Helder.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8402

Das würde ich ihm nicht hingehen lassen; mithin muß er nichts davon wissen. Leb wohl, liebes Hedchen!

N. S. Ein Auftrag von meiner Mutter: Sie grüßt Dich freundlich, und bittet sehr, uns doch bald einmal, aber recht bald, das Vergnügen Deines Besuches zu schenken.

Zwey und siebzigster Brief.

Jacobine Weldenaar an Christine Helder.

Mit vieler Theilnahme las ich Ihren Bericht von der Bravour unseres großen Kantaraden Wilhelms; doch freylich meist um Ihr ventwillen. Da die Sache diese Bewandtniß hat, so konnte unstreitig ein Bursch wie Wilhelm nicht viel Weisheit an den Tag legen. — Was Tausend! einen Herrn, der bereits seine Augen bis zu einer Demoiselle Helder

erheben durfte, einen Mann, der nun bald zwanzig Jahr ist, und schon über sechstehalb Fuß mißt, nur so vor der Faust weg für einen Jungen zu halten! — hätte er seinen Gegner zu Staub zermalmt, was wäre darauf zu sagen? Ich bewundere auch die Treuherzigkeit, mit welcher er bekennet, ebenfalls reichlich etwas auf Rechnung bekommen zu haben. Daß er verwundet ist, thut mir leid; noch mehr aber, daß er nun die Kugel auf der Regelbahn wird. Das wird in den fünf nächsten Universitätsjahren Schlägereyen setzen! Ich hoffe wenigstens, daß er, gleich Cäsar, seine eignen Thaten beschreiben wird, wofern nicht etwan ein Curtius für diesen neuen Alexander aufsteht oder ein Cervantes! — Dermalen theilte er Prügel aus, um einem braven Mädchen Gerechtigkeit zu verschaffen; das geht allenfalls noch hin; aber künftig wird man ihn nur an den Ellenbogen stoßen, oder etwas steif ansehen dürfen, um ein: Zieh, Lumpenhund! zu hören. — Mich dauert seine Mutter, —

und er auch. Jetzt wird alles Versuchung für ihn werden. Der liebe rasche Junge!

Warum, meine Helder, sollte ich Sie necken? Sie fragen: „Was braucht er es auch so für eine andre aufzunehmen?“ — Diese Frage, ist sie wohl so ganz in Ihrem Charakter? Sie sind so edelmüthig, und können so fragen? — „Es wird wenigstens die liebe Mamsell Roulin nicht seyn?“ Dieses und was darauf folgt, würde mich mehr wundern, wenn ich mein Stienchen nicht beobachtet hätte; jetzt kann ich mir dieses Räthsel recht gut auflösen. Wenn wir hier einmal unter vier Augen sind, will ich mich deutlicher erklären. Jetzt lieber ein Wort über die Vorstellung, die Sie sich von der Liebe machen.

Glauben Sie ja nicht, daß die Liebe auf alle, noch so verschiedene Charakter auf einerley Art würkt, und sich durch einerley Symptome äußert. Unser herrschende Charakter bleibt immer, und hier sowohl wie in allen, und selbst in religiösen Fällen. Der

geliebte Freund Jesu Christi liebte seinen großen Meister ganz gewiß auf eine viel sanftere Art, als der offenherzige, gerade, leidenschaftliche Petrus. Zwen brave Leute von sehr verschiedenem Charakter thun die nehmliche Sache nicht auf die nehmliche Weise. Bey meinem Stienchen bringt das sittliche Gefühl, der geistige Geschmack, und bey Ihrem Bruder die bedächtige Erwägung dessen was gerecht ist, einerley Handlung hervor. Wenn Sie etwas gethan haben, wofür der Beyfall Ihres Gewissens Sie belohnt, dann glänzen Ihre Augen bis zum funkeln; dann hebt sich Ihr Busen; dann sah ich wirklich zuweilen das stärkere Klopfen Ihres gerührten Herzens unter dem leichten Sommerleide. In Ihres Herrn Bruders Gesichte hingegen ist im ähnlichen Falle alles Ruhe; seine ganze Physiognomie drückt gelassene Zufriedenheit aus, und weiter nichts.

Wilhelm ist Ihnen nicht so gleichgültig, als Sie wohl glauben. Kenne ich Sie an-

ders recht, so sind Sie mehr der stillen
 Wonne der Freundschaft, als der Unruhen
 der Liebe, durch die man außer sich versetzt
 wird, empfänglich. Sie werden der Liebe
 huldigen; ja! aber ihr nicht Ihre glückli-
 chen Tage, noch weniger Ihre Vernunft auf-
 opfern. Sie wird Ihre Freuden vermehren
 können, aber nie Ihnen Thränen kosten.
 Diese zärtliche Gewalt hat bloß die Freunds-
 chaft über Sie.

Nachdem ich so viel über Sie geschwätzt
 habe, komme ich auf mich. Ich habe für
 meine eigne Helder so wenig Geheimnisse,
 als für mein eignes Herz. Ich sende Ihnen
 hier einen Brief von dem Obersten, nebst
 einer Abschrift meiner Antwort. — Ich glaub-
 be, daß, wenn ich ohne Rücksicht auf meine
 Lage, bloß mit mir selber zu Rathe gienge,
 ich diesen Mann würde lieben können, da
 ich so sehr vorbereitet bin, ihn hochzuschätzen.
 Aber so wie die Sachen in unserm Hause
 stehen, muß ich mir das aus dem Sinne
 schlagen. Ich fürchte, liebste Helder, daß ich

meine zärtlichgeliebte Mutter nicht so lange behalten werde, als mein Herz es glühend wünscht. Und setzen wir, diese Furcht wäre eitel: so bin ich hier dennoch unentbehrlich; muß ich also diesem Winke der Vorsehung, oder wenn Sie wollen, meiner Pflicht, nicht folgen? Kann ich ein Bündniß eingehen, welches mich von hier entfernt? Und wenn ich diese lieben fünf Kinder ansehe, die alle meiner Sorgfalt bedürfen, muß ich denn nicht einem aufkeimenden unterscheidenden Wohlwollen früh entgegen arbeiten, ehe es mir zu mächtig wird? Ich hoffe also, daß Sie mit meiner Antwort an den Herrn von Sytsamà eben so zufrieden seyn werden als ich es bin. Leben Sie wohl, meine eigne Lina!

Drey und siebenzigster Brief.

Paul Helder an Wilhelm Leevend.

„Helder! wie gefährlich kann ein tugendhaftes Mädchen Deinem Freunde werden!“
— O ja! weil ich rechtschaffne Gesinnungen hege, vor allem aber, weil ich gegen das liebe Geschlecht nicht mehr gleichgültig bin, kann ich das sehr wohl begreifen. Indessen, wenn Du nicht liebtest, so mögte ich doch die Bürgschaft für Deine künftige Aufführung nicht übernehmen. Verdank mir das nicht, Wilhelm! Ich schätze Dich sehr hoch; unter allen jungen Leuten die ich bisher kannte, bist Du der edelste und der empfindungsvollste; Dein Herz bedarf der Liebe weit mehr, als Dein Temperament; dies alles weiß ich. Allein ich weiß auch, mein Freund,